

Gustavo Faverón Patriau: „Unten leben“

Vom Irrenhaus auf den Friedhof

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 14.09.2025

Gustavo Faverón Patriaus überbordender Roman „Unten leben“ beschwört die Hölle auf Erden: Ein Horrortrip durch die südamerikanischen Diktaturen – voller literarischer Anspielungen, schwarzhumorig und gewitzt. Ein Meilenstein der spanischsprachigen Literatur des 21. Jahrhunderts.

So alt wie die Literatur selbst ist ihr Vergleich mit einem Labyrinth. Nimmt ein Buch unerwartete Wendungen und erschließt sich seine Symbolik vielleicht nicht auf den ersten Blick, wird es gerne als labyrinthisch gelabelt. Wenn sich nun ein Roman der vergangenen Jahre diese anerkennende Metapher verdient hat, dann ist es „Unten leben“ von Gustavo Faverón Patriau. Bereits der Schutzumschlag der deutschsprachigen Ausgabe unterstreicht diesen Anspruch. Ein Netzwerk aus vertrackten Gängen ist darauf zu sehen, manche von Lichtstrahlen durchschossen, andere liegen wie in diesigem Nebel. Ziemlich okkult sieht das aus. Einschüchtern lassen darf man sich davon aber nicht, ebenso wenig wie vom 600-seitigen Umfang. Denn auf Wege, die ins Nichts führen, schickt Gustavo Faverón Patriau uns erstens nicht, und zweitens ist sein Roman ein spannungsgeladener Pageturner. Dessen roter Faden schlägt zwar manche Schlaufe, doch am Ende führt er sicher aus dem Dickicht der Zeichen. Am Anfang wiederum erreicht ein bäriger Gringo die peruanische Hauptstadt Lima. Wir schreiben den 3. Januar 1992 und der Mann scheint mit dem Bus aus Chile gekommen zu sein. Was er mutterseelenallein in Lima sucht, weiß kein Mensch.

Gustavo Faverón Patriau

Unten Leben

Aus dem Spanischen von Manfred Gmeiner

Literaturverlag Droschl

600 Seiten

34.- Euro

„Man sieht ihn regelmäßig in ärmlichen Hotels absteigen. Groß, dicker Bauch, lange Schritte. Er trägt eine Kofferschreibmaschine. Setzt sich in staubigen Parkanlagen auf Bänke unter Statuen, verfasst Dokumente, zeichnet Pläne. Er trägt Bluejeans, Wanderschuhe, einen Handschuh an der rechten Hand, eine blaue Kappe mit einem roten B auf der Stirn. Er geht durch Haustore ein und aus, betritt Garagen, verfallene Gebäude und Ausgrabungsstätten.“

Amerikanische Doppelgänger in Lima

Auf Augenzeugen macht der Tourist einen zerstreuten Eindruck. Seine Spaziergänge wirken ziellos, die zwischenmenschlichen Kontakte sporadisch. Jeden Tag gibt er im Postamt einen Brief auf, adressiert an ein Irrenhaus im US-Bundesstaat Maine. Zudem liest er stets ein

anderes Buch, bevorzugt deutsche Dichter, Hölderlin, Schiller, Trakl, Brentano, Rilke; angeblich aber auch Hans Carossa und Paul Celan. Am sonderbarsten aber ist, dass es ihn anscheinend doppelt gibt. Einmal als George Walker Bennett, geboren 1962:

„Sein Vater war ein amerikanischer Soldat, seit 1954 Mitglied der CIA. Die Mutter kam aus Bolivien und war in den Vereinigten Staaten im Exil. Als deren einziger Sohn lebte er mit ihnen bis 1979 oder 1980 in Brunswick, einer kleinen Stadt in Southern Maine.“

Mit vierzehn Jahren drehte dieser George seinen ersten Kurzfilm, im September 1992 in Lima dann ein letztes Werk namens „Der dreckige Amerikaner“. Anschließend verliert sich seine Spur. Ein Gringo jedoch ist er qua Mutterherkunft nicht. Ebenso wenig sein vermeintliches Double, der zweite George Walker Bennett, der 1963 im selben Ostküstenstädtchen Portland das Licht der Welt erblickt.

„Sohn eines amerikanischen Geheimagenten, getarnt als Offizier der Marineflieger, und einer paraguayisch-amerikanischen Anthropologin. Er absolvierte die Grundschule in Bangor, Maine, die Sekundarschule in Brunswick, im selben Bundesstaat, und sein erstes Studienjahr am Bowdoin-College, ebenfalls in Brunswick. 1980, nachdem im Keller seines Elternhauses ein durch Messerstiche zu Tode gekommener Mann aufgefunden wurde (sein Vater gestand den Mord, vermutlich, um damit seinen Sohn zu schützen), floh er über die Grenze nach Tijuana.“

Allen Ungereimtheiten zum Trotz

Zahlreiche Morde in diversen südamerikanischen Ländern werden ihm angelastet, von einem cineastischen Interesse hingegen ist nichts überliefert. Die beiden voneinander abweichenden biographischen Skizzen leiten Gustavo Faverón Patriaus „Unten leben“ ein. Als Quellen fungieren zwei fiktive Nachschlagewerke: ein Lexikon über Untergrundfilmemacher sowie die „Encyclopedia of American Romantic Killers“. Allen Ungereimtheiten zum Trotz verweisen die Lebensabrisse angeblich auf ein und dieselbe Person, wie der Verfasser beider Artikel bekräftigt. Die Figurenkonfusion der ersten Seiten deutet bereits an, was die Leser in diesem Opus magnum der lateinamerikanischen Gegenwartsliteratur erwartet – ein Verwirrspiel voller Doppelgänger in einer abgründigen Welt. Oder, um eine cineastische Parallele zu bemühen:

„Alle guten Filme sind Thriller, sagt George. Worauf es ankommt, ist, dass sie in einem Irrenhaus beginnen und auf einem Friedhof enden, fügt er hinzu.“

2018 erschien Gustavo Faverón Patriaus „Unten leben“ im spanischen Original und etablierte den Autor in der ersten Riege der lateinamerikanischen Schriftsteller. Die Kritiken überschlugen sich mit Lob, auch Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa jubelte über die wilde Road Novel mit dem Krimiplot und ihren tausend Querverweisen auf das Kino und die Literatur. Zurecht, denn dieser Roman wird zum Kultbuch avancieren, vielleicht einst gar als Meisterwerk gelesen, doch das entscheidet die Zeit. Die wiederum muss ausreichend mitbringen, wer sich auf die verschlungenen Pfade von Manfred Gmeiners atmosphärisch dichter Übertragung wagt. Zeit und einen stabilen Magen. Etwa für die Horrorszene, als George im Beisein eines FBI-Agenten, der gegen einen Kinderpornoring ermittelt, die Kellertreppe seines Elternhauses hinabsteigt.

„In einer Ecke des Kellers stand ein Bär, zu bizarr und schwächling für einen Bären, aber seltsam und riesig für das, was er wirklich war: ein nackter Mann mit einer Bärenmaske. George betete zu Gott, es möge nicht sein Vater sein, aber Gott hörte ihn nicht, und so wurde es das Bild seines Vaters, das er für den Rest seines Lebens in Erinnerung behielt. Ein paar Meter dahinter, verkrümmt auf diesem unwirtlichen Untergrund aus halbausgewachsenen Tieren (Kokons, Puppen, Nachtfalter, große Maden von kleinen Maden zerfressen), an diesem Ort, der nichts anderes sein konnte als ein Grab und ein Irrenhaus und ein verseuchter Graben, wo die Reste der vergessenen Toten, der vergessenen Kinder und der Jugend ohne morgen ihr Ende finden, an diesem Ort sahen sie einen blauen Plastiksack und wussten, dass sich darin eine Leiche befand.“

Ideen im Überschuss

„Unten leben“ ist atemlos erzählt, Verschnaufpausen gewährt Gustavo Faverón Patriau keine. Er selbst ist 1966 in Lima geboren, hat als Journalist gearbeitet und lehrt seit einigen Jahren als Professor für lateinamerikanische Literatur am Bowdoin College in Maine. Faverón Patriau ist der Herausgeber einer Aufsatzsammlung zum Werk Roberto Bolaños, hat einen Essay über Jorge Luis Borges und mittlerweile drei Romane geschrieben. „Unten leben“ ist sein zweiter, der vom Zweiten Weltkrieg bis ins Jahr 2017 reicht und von Jugoslawien nach Valparaíso führt. Vier völlig verschiedene Buchteile gliedern das Ganze. Am Ende der einleitenden Etappe in Lima geschieht ein brutaler Mord, George Bennett ist der Täter. Das dritte Kapitel zeichnet seine irrlichternden Trips durch Südamerika nach, während das vierte ihm schließlich auf die Schliche kommt. Die Motive des Mords zu verstehen, davon handelt „Unten leben“. Und springt zu diesem Zweck im zweiten Buchteil erst einmal zwei Jahrzehnte zurück. Über mehrere Tage wird Ms. Richards interviewt, Georges ehemalige Lehrerin, die weit ausholt, von ihrem verstorbenen Mann und zig rätselhaften Romanmanuskripten berichtet, die über Jahre hinweg und in rascher Taktung bei ihnen im Briefkasten eintrudelten. Jeder dieser Romane datiert obendrein den Zeitraum seiner Niederschrift, was dem unbekannten Verfasser die Aura beinahe widernatürlicher Produktivität verleiht.

„Acht Romane, geschrieben in wenig mehr als neun Monaten. Ich wollte mir mit beiden Händen das Gesicht kratzen. ‚Eindrucksvoll, übermenschlich‘, dachte ich. Kurz vor dem Friedhof dachte ich: ‚Acht Romane in ungefähr zweihundertsiebzig Tagen. Kommt dir das nicht eindrucksvoll und übermenschlich vor?‘ Ich zählte die Seiten zusammen und dachte, wieder auf dem Weg zu den Rotunden: ‚eintausendneunhunderteinundneunzig Seiten in neun Monaten.‘“

Faverón Patriau wäre nicht der Exeget Roberto Bolaños, würde er all den Romanen, wenn schon nicht immer Titel, dann wenigstens eine kurze Zusammenfassung samt knapper Wertung von Ms. Richards widmen:

„Roman zehn: Ein Mann isst Sandwiches mit zu viel Mayonnaise und spricht mit Jean-Paul Sartre (gut). Roman elf: Ein Meeresbeben schiebt Chile über die Gebirgskette der Anden und legt das Land über Argentinien (sehr gut). Roman zwölf: Ein Jockey steigt aufs Pferd und startet bei einem Rennen, aber bald bemerkt er, dass die Bahn keine Kurve hat, und er reitet geradeaus weiter bis zum Ende der Zeiten (sehr schlecht).“

Bald füllen die Manuskripte eine eigene Bibliothek, Jorge Luis Borges und sein argentinischer Landsmann César Aira lassen grüßen. Für die lesewütige Ms. Richards sticht ein Manuskript aus den Papiermassen deutlich hervor.

„Der Roman Nummer vierunddreißig war anders als die übrigen, und der Unterschied lag im Grad des Wahnsinns.“

Er handelt von einem namenlosen Wandertheologen des 19. Jahrhunderts, der aus dem Grab heraus auf sein Leben und vor allem seine Lehre zurückblickt.

„In den Augen des Wandertheologen waren Gott und der Teufel so etwas wie die zwei Seiten einer Medaille, oder waren, genauer gesagt, die einzige Seite eines Möbiusbandes, ein Band, dessen zwei Seiten sich rätselhafterweise als Einheit präsentieren.“

Der Wahnsinn als weltverändernde Kraft

Wenn aber Gott und Teufel in Personalunion auftreten, ist nichts mehr heilig. Dann sind Paradies und Hölle nicht mehr auseinanderzuhalten, ist die Schöpfung am Ende nichts weiter als ein Schlachthaus. Im Übertrag auf die lateinamerikanische Diktaturhistorie entfaltet das Gedankenspiel extreme geschichtsphilosophische Konsequenzen. Die Terrorregime von Pinochet oder Alfredo Stroessner, der über Jahrzehnte mit willkürlicher Gewalt das Blut aus Paraguay presste, erscheinen in diesem Zwielficht als utopische Projekte. In vielerlei Hinsicht liefert Roman Nummer 34 einen Lektüreschlüssel zu Faverón Patriaus „Unten leben“. In der metaphysischen Frage nach dem Wesen von Gut und Böse, aber auch im Leitmotiv des Wahnsinns, dessen Fratze auf jeder Seite durch die Zeilen blitzt. Dieser Wahnsinn taucht auf in den Gemälden der niederländischen Meister und im Motto zum dritten Kapitel. Schließlich stammt es aus der Feder Friedrich Hölderlins, genau genommen aus seiner Hymne „Patmos“, benannt nach der griechischen Insel, auf der Johannes die Apokalypse verfasste.

„und furchtlos gehen / Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg / Auf leichtgebauten Brücken.“

Brücken in den deutschsprachigen Kulturraum schlägt Faverón Patriaus Roman selbst einige. In entgegengesetzter Richtung zu den sogenannten Rattenlinien, auf denen abertausende Nazis nach ihrer Weltkriegsniederlage sich nach Südamerika absetzten, um unterzutauchen oder ihre Teroexpertise den hiesigen Regimen anzubieten. Georges Faible für die deutschsprachige Dichtkunst wird mehrfach verbürgt. Dazu passend ist auch der der anspielungsreiche Nachname seines Mordopfers in Lima deutsch, denn der lautet Enzensberger. Auf die deutsche Kultur rekurriert auch manch andere verschlüsselte Stelle, die sich über den Text ausgestreut wie Brotkrumen finden. Ein Beispiel wäre die Bärenmaske, die George von seinem Vater erbt und auf seinen Reisen stets mit sich führt und sogar zum Schlafen aufsetzt. Als George sich eines Abends viele Jahre zuvor ein weiteres der mysteriösen Romanmanuskripte von Mrs. Richards ausleihen will, trifft er auf einen leibhaftigen Bären.

„Er sah den Bären eine Weile an und hatte den Eindruck, dieser sehe auch ihn an, und beide nahmen eine ähnliche Haltung ein, sagen wir wie Schachspieler, in vorsichtiger Beobachtung und mit Panik hinter dem Mienenspiel, das heißt den Blick nach innen gerichtet. George erinnerte sich, dass es für Begegnungen dieser Art den volkstümlichen Ratschlag gab, die

Hände zu heben, wie ein Bankangestellter bei einem Überfall, um größer zu erscheinen als das Tier. Er merkte, dass er durch das Heben der Hände tatsächlich ein paar Fingerbreit größer war als der Bär, aber er sagte sich auch, dass der Bär niemals auf eine so dumme Falle hereinfallen würde, daher nahm er seine Hände auf der Stelle wieder herunter. Der Bär lächelte. Er hob die Hände und nahm sie auf der Stelle wieder herunter.“

Gefährliche Regisseure

Eine Passage, die sich bei einem weiteren deutschen Dichter bedient, den man ebenfalls als wahnsinnsnah charakterisieren darf: Heinrich von Kleist. Dessen spätes Traktat „Über das Marionettentheater“ verknüpft eine Reihe von Anekdoten über das Wesen der Nachahmung. In einer davon fordert ein degenerierter Russlandreisender einen Bären zum Duell. Wundersamerweise kann der Bär nicht nur jeder Attacke ausweichen oder sie parieren, er durchschaut auch jede Finte des menschlichen Fechters und rührt sich erst gar nicht, sobald er in einem Angriff bloß einen Bluff wittert. Der Bär agiert instinktiv, ohne seine Entscheidungen selbstbewusst zu reflektieren. Diese naive Unschuld wird am Ende von Kleists kurzem Text zum Idealzustand erklärt. Doch wie kann der Mensch sie nach dem Sündenfall wiedererlangen? Müsste er dafür ein zweites Mal vom Baum der Erkenntnis essen? Welche fatalen Auswirkungen die schönen Künste auf die Menschen und ihre labilen Psychen haben, suggeriert derweil Georges filmische Sozialisation.

„Die Verwandlung von George begann mit Filmen von Eisenstein, Pudowkin und Kuleschow, die er sah und nicht verstand. Gleich darauf sah er Filme von Etting und Vorkapić und dachte, er verstehe sie nicht, was – stellte er sich vor – bereits ein Schritt vorwärts war. Dann sah er einen Film von Maya Deren und Alexander Hammid und dachte, er wisse nicht, was er denken solle, aber er müsse etwas denken, und er kaute an den Fingernägeln. Dann sah er Filme von Man Ray und dachte, das sind Metallstücke, die sich von selbst bewegen, und bemerkte, dass er gerade an etwas gedacht hatte. Er sah einen Film von Luis Buñuel und Salvador Dalí und dachte, die Welt müsse sofort untergehen, und das nicht ohne Gewalt.“

Es könnte hohles Namedropping sein, ist es aber nicht. Denn durch das Labyrinth von Faverón Patriaus Roman führt ein Verweissystem aus Anspielungen und Zitaten, das bei der Orientierung im Motivdschungel von zentraler Bedeutung ist. Der Fallhöhe seiner Metaliteratur ist der Peruaner sich dabei stets bewusst.

„Ein Buch über andere Bücher ist ein Buch, eine runde Sache, perfekt: Das Buch ist das, worüber es spricht. Aber ein Buch über die Liebe ist nicht die Liebe, sondern ein Buch, ein Buch über den Krieg in Turkmenistan ist nicht der Krieg in Turkmenistan, sondern ein Buch. Das macht alle übrigen Bücher unvollkommen: Alle Bücher, die nicht von anderen Büchern handeln, sind unvollkommen.“

Diktatoren mit weißen Handschuhen

Niemand anders als der Verfasser der wie am Fließband produzierten Romanmanuskripte aus dem zweiten Kapitel formuliert diese Binsenweisheit, als George scheinbar zufällig dessen Weg kreuzt. Doch kennt „Unten leben“ weder Zufälle noch verarbeitet der Roman mit der lateinamerikanischen Gewaltgeschichte einen x-beliebigen Stoff. Darüber hinaus behauptet der vierte und abschließende Buchteil mit der Demaskierung des Autors Gustavo Faverón Patriau als einer der zentralen Figuren ein gewisses Maß an Authentizität; wobei

auch das natürlich ein Kniff ist. Wer „Unten leben“ etwas vorwerfen will, der kann die Epigonalität des Romans monieren. Viele Einfälle rufen Déjà-Vus hervor, ganze Handlungsstränge wirken mitunter geborgt. Doch erstens sind Faverón Patriaus Gewährsleute allesamt erste Garde, und zweitens setzt er sich genau mit ihnen auseinander. Deutlich wird das am Einfluss Roberto Bolaños: Dessen Großwerke „Die wilden Detektive“ und „2666“ (dessen Titel, nebenbei bemerkt, die satanische Zahl dupliziert) haben unleugbar Einfluss auf den Aufbau und die zentralen Themen in „Unten leben“. Doch wo in Bolaños vielzitierte „Ästhetik des Bösen“ gelegentlich eine dunkle Faszination für die menschlichen Schattenseiten durchscheint, wirkt Faverón Patriau klarsichtiger. Einem jugendlichen Neonazi in Buenos Aires legt er offenbarende Worte in den Mund, in denen zugleich der omnipräsente Galgenhumor aufblitzt.

„Das Problem ist, dass die lateinamerikanische Rechte nie alle getötet hat, die sie töten hätte müssen: Das ist das Problem. Videla tötete fünfzehntausend, sechzehntausend, in Argentinien, wo er eine Million hätte töten sollen: Das ist das Problem. Die lateinamerikanischen Diktatoren bringen immer weniger um als nötig. Francia, Rosas, Trujillo, Vargas, Somoza, Batista, Stroessner, Pinochet, Pérez Jiménez, Videla, Diktatoren mit weißen Handschuhen. Sucht Fotos von ihnen: Alle tragen weiße Handschuhe, wie Fechter, wie Zirkuszauberer, wie Micky Maus. Wenn du einen Diktator mit weißen Handschuhen siehst, weißt du, der ist schlecht.“

Ausgerechnet weiße Handschuhe, als habe keiner der genannten Diktatoren genug Dreck am Stecken. Doch mit jedem Folterkeller, in den George auf seinen ausgedehnten Reisen hinabgezwungen wird, verliert der Titel von Gustavo Faverón Patriaus Roman „Unten leben“ schrittweise sein Geheimnis.

„Warum bemerken wir es nicht oder tun so, als bemerkten wir es nicht, dass ein Keller ein Grab ist, und über einem Grab soll man nie ein Haus errichten?“

Einen literarischen Meilenstein hoffentlich erkennen wir aber, wenn man ihn vor unseren Augen aufstellt. Denn darum handelt es sich bei Gustavo Faverón Patriaus „Unten leben“. Dieser Roman ist ein eruptives Ereignis – ausufernd und schonungslos. Ein heißer Anwärter für das Buch des Jahres!